

Er erscheint täglich  
ausgenommen mit Ausnahme der  
Sonntage und Feiertage.  
Abonnementpreis  
monatlich 10 J. 1/2 Jährl. 1.80 J.  
behalten frei ins Haus. Durch  
die Post bezogen 1.90 J.  
"Die Neue Welt"  
(Unterhaltungsbeilage), durch  
die Post nicht bezogen, kostet  
monatlich 10 J. 1/2 Jährlich 20 J.

# Volksblatt

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 16, Eingang Silbergasse.

Telegraph-Adresse: Volksblatt Halleaale.

Notiz: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 201.

Donnerstag den 30. August 1894.

5. Jahrg.

## Arbeiter! Parteigenossen! Trinkt kein Dessauer Waldschlößchen-Bier. Weidet alles Berliner Bier.

### Eine gründlich verunglückte Leistung!

Was lange währt, wird schlecht, so müssen die ansetzen, welche darauf gehofft haben, daß der Entwurf des Programms der freimüthigen Volkspartei eine Glanzleistung zu Tage fördern werde in Sinne fortschreitender Entwicklung der angeblich demokratischen Grundlagen der Partei. Sie haben lange beraten; der Wahlkampf, welcher der freimüthigen Volkspartei das Leben gab, ist vom 7. Mai 1893 datiert. Am 8. Mai 1893 gab der geschäftsführende Ausschuss der deutschfreimüthigen Partei mit, daß zur Entscheidung über das Programm der freimüthigen Volkspartei ein Ausschuss gebildet sei, welcher zusammengetreten war aus den Leuchten der Partei und von Eugen Richter bis zu dem Generalsekretär Max Hirsch und dem angeblich radikalen Demokraten Leuzmann reichte.

Max Hirsch wünschte bekanntlich noch vor gerichtet langer Zeit, daß das neue Parteiprogramm einer sozialen Reformpolitik Ausdruck verleihen und Leuzmann, der sich lange Zeit vergebliche Mühe gegeben hat, in Mittel- und Norddeutschland eine bürgerlich-demokratische Partei ins Leben zu rufen, hielt sich für dazu bestimmt, innerhalb der freimüthigen Volkspartei als radikaler Souverän zu wirken.

Wie sie erreicht haben, was sie erstrebten, beweist die Thatsache, daß sie den nun endlich aus Licht der Öffentlichkeit gebrungenen Programmentwurf in launicher Besignation mit unterzeichnet haben. Es ist ihnen damit wieder einmal etwas gelungen, was ihnen freilich schon so oft gelang — sie haben sich und den wirtschaftlich und politisch linken Flügel ihrer Partei lächerlich gemacht — weiter aber nichts.

Sie wollten vorwärts schreiten. Sie wollten das Programm ihrer Partei den Forderungen der Zeit entsprechend in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht entwickeln. Der Weg, den sie einschlagen gehabt hätten — diese geistigen Führer der freimüthigen Volkspartei, die Eugen Richter, Schmidt-Ebersfeld, Birchow, mitamt jenen eben erwähnten sozialreformfreundlichen Hirsch und dem verbliebenen Demokraten Leuzmann — dieser Weg war ihnen bereits durch verschiedene vorgehende Privatinitiativen vorgezeichnet worden. Und sie haben eine Zeitung feilig gemacht, an der sie vornehmlich nur das zu rühmen wissen, daß sie auch der äußersten Rechten in ihrer Vereinigung das Gehörten auf dem Boden der Partei erteiligt.

Das ist allerdings eine treffliche Kennzeichnung dieses Programms! Die äußerste Rechte der freimüthigen Volkspartei wird gebildet von echten Bourgeois, kapitalistischen Ausbeutern, sonntäglichen Anhängern des reinen Menschentums. In dem Programmentwurf dieser Menschenorte das Beharren bei der Partei ermöglicht, zeigt er klarlich, daß seine Schlussfolgerung: „Dies alles zum Wohle des Volkes und zum Siege des Vaterlandes mit selbstloser Eingabe in einmütigen Zusammenwirken“ die breiteste Heuchelei ist, die man sich denken kann.

### Im Janus alter Schuld.

Roman von Gustav Höder.

Wailand hatte diesen Vorgang mit einem leisen Zuge des Hohns um seine Lippen beobachtet; jetzt aber wurde seine ganze Aufmerksamkeit von Wolfgang in Anspruch genommen.

Für diesen lag in dem Glänzen des Goldes, dem erbarungslos, unaufhörlichen Schwingen der Krücken der Krampiers etwas dämonisch Anziehendes, hier verlag er den schmerzlichen Druck, der auf seinem Herzen lastete. Er hatte lange den Kreislauf der Welt beobachtet. Jetzt zog er eine Rolle Gold hervor und setzte sie auf Nummer dreizehn. Die Scheibe machte ihre Drehung und die Kugel rollte in die Fach.

„Ben ne va plus!“ riefste der Krampier in automatischer Eintönigkeit.

„Treize noir, Impair et manque!“ lang es dann — und Wolfgang's Einlag hatte sich verdoppelt. Er ließ alles liegen und spielte weiter. Noch mehrere Male wiederholte sich dasselbe. Gold und Banknoten firmten sich vor dem glänzenden Spieler an.

„Zéro!“ sagte er, wie ungehört den Tausende einsehend.

„Zéro!“ wiederholte der Krampier. Die Scheibe setzte sich in Bewegung, die Kugel knurrte, dann stieß sie an die Umfassung.

„Le jeu est fait, rien ne va plus...“

„Trente deux; Rouge Pair et Passe...“

Alles war fort!

Von neuem holte Wolfgang eine Rolle Gold aus seiner Tasche. Er befand sich in einer Aufregung, die er nie vorher gekannt hatte, sein ungelimes Wesen beherrschte ihn

In allem Wesentlichen charakterisiert sich dieser Programmentwurf als ein matter Ablass des Programms der deutschen Fortschrittspartei, welches an deren Parteitag zu Berlin im November 1878, also vor nicht weniger als 16 Jahren, zu stande gekommen ist.

Man würde der Fortschrittspartei aber unrecht thun, wenn man sie auf dieselbe Stufe stellen wollte mit den Programmschöpfen der freimüthigen Volkspartei von heute. Ihr Programm von 1878 konnte nicht ohne weiteres und in seinem vollen Umfang abgeklafft werden, wenn es in dem neuen Programm der freimüthigen Volkspartei wieder aufleben sollte. Es mußte zurück verdrängt werden. Wichtige Punkte mußten verschwinden. Von der Verminderung der Militärlast z. B. durch Abkürzung der Dienstzeit dürfte heute, nachdem der Staat bis zu seiner noch sehr mangelhaft zur Ausführung gelangenden zweijährigen Dienstzeit mit fortgeschrittenen ist, beileibe nicht mehr die Rede sein. Ueberhaupt mußte die Verminderung der Militärlast mit allerhöchstem Stillschweigen ganz fallen gelassen werden. Dafür taucht im neuen Programmentwurf nämlich, Erhaltung der vollen Wehrkraft des Volkes auf, damit ja der Mangel Militärischen Milliarden verrippe nach wie vor, das Volk ausgeplündert werde unentgelt bis ans Hemde, die indirekten Steuern in ihrer ärgsten Weise erhalten bleiben und die Staatskassen wachsen und geblieben bei wohlkonvertiertem hohen Zinsfuß, damit die Herren Kapitalisten ja nicht an ihren Einnahmen Einbuße erleiden und den Hauptteil des jährlichen Gehaltskapitalwachstums von zwei Milliarden Mark im Vaterlande kapitalweiserweise unterbringen können.

Wenn man die Jämmerlichkeit dieses alternechten Programmentwurfs in allen seinen Einzelheiten besprechen wollte, so würde man ganze die Hände füllen, denn zwischen den Zeilen dieses Wahrgewerks schilt und schimmt die ganze Geschichte des Bürgerturns hervor, wie sie sich während der letzten hundert Jahre gleichzeitig in Glanz und Schmach abgepielt hat.

Wie glanzvoll begann dieses freibürgerliche, angeblich für die höchsten Güter der Menschheit kämpfende Bürgerturn, und wie find seine Vertreter von heute zu Troßbüßen politischer und wirtschaftlicher Reaktion herumergekommen! Mit Aufrechterhaltung der bundesstaatlichen Grundlage des deutschen Reiches beginnt der neue Programmentwurf, mit Erhaltung der vollen Wehrkraft läßt er ebenjo konservativ aus. Das Schwänzen der Unterfertigung der internationalen Friedensbestimmungen und der Verallgemeinerung des schiedsrichterlichen Verfahrens bei internationalen Rechtsstreitigkeiten stellt dabei den trübfeligen Uebergang dar zur oben erwähnten Aigenphrasen vom Volkswohle und Vaterlandsheile.

Das Verlangen der Verteilung der Steuerlast nach Maßgabe der Steuerkraft, insofern keine Ueberbürdung der wenig bemittelten Volksklassen durch Besteuerung allgemeiner Verbrauchsgüterstände, wie es das Programm der Fort-

mehr denn je und riß ihn zu einer Festigkeit hin, die er vergebens händigen zu können wünschte.

Wailands Blick hing mit dem Ausdruck wilden Triumphs an dem Spieler. „Der erste Sprung ist getan“, dachte er bei sich. „Er soll weitergehen, und über kurz oder lang will ich der Welt einen jo gemeinen und leeren Wüstling zeigen, als irgend einen, der seine Tage und Nächte am Spieltische zubringt!“

Als Wolfgang einmal zufällig sein Auge von der kreisenden Hüllennmaschine wegnahm, sah er eine Gestalt, bei deren Anblick ihm das Blut heiß zu den Schläfen drang; er verstand nichts mehr von allem, was auf dem Glückselde vorging, als daß er abermals das Spiel verloren hatte. Die Erscheinung, die ihm so unermutet hier in der Fremde entgegentrat, war Felicitas. Sie trug Kräuereilebung. Er eilte auf sie zu, hobte ihre Hand und küßte sie aus dem Gebirge. Felicitas war nicht weniger bewegt als er und ließ die weiche, schöne, zitternde Hand in der seinigen, so lange er sie halten wollte. Auf seine Frage, warum sie Kräuer trage, antwortete sie, daß ihr Vater gestorben sei.

„Wolfgang!“ sagte Felicitas, während sich beide langsam dem Ausgange des Saales zu bewegten, „ich habe Sie um eine große Günst zu bitten.“

„Neben Sie, Felicitas“, antwortete er. „Sind Sie denn nicht überzeugt, daß ich, um Sie glücklich zu machen, selbst mein Leben hingeben würde?“

„Treten Sie nie wieder an einen Spieltisch, Wolfgang“, bat Felicitas. „Sie wissen nicht, was ich in den letzten zehn Minuten gefühlt habe.“

„Ich sagte Ihnen, Felicitas“, daß ich nicht dafür stehen konnte, welche Bestrafungen ich annehmen würde, um den Jammer los zu werden, den Ihr Verlust über mich gebracht hat.“

„O, Wolfgang!“ entgegnete Felicitas, „suchen Sie um

meinetwillen nach einem besseren Troste. Zu wissen, daß Sie glücklich sind, wäre die einzige Freude, die ich noch fähig bin.“

„Ich muß mit Ihnen sprechen, Felicitas“, sagte er, indem er sie sanft in die Vorkasse zog. „Sie dürfen es mir nicht abschlagen.“

Beide schritten die breiten Stufen hinab und suchten draußen auf dem weiten Platze eine einsam gelegene Stelle auf, wo sie auf- und abwandeln.

Die Nacht war klar und die Luft war mit balsamischen Dämpfen beladen. An anderen Ende hob sich das gewölkte Dach des Kaffees gegen den mondlosen Himmel ab und unheimliche Gestalten begegneten sich auf der Freitreppe. Ungehörige Gasflammen glänzten wie Sterne im dunklen Räume und beleuchteten die Marmorcolonnaden und die spielenden Wässer der Fontäne, in dessen der bläuliche Hauch Schwimmer einer elektrischen Lampe der Szene etwas Heisterhaftes verlieh.

„Felicitas“, begann Wolfgang, „lassen Sie mich hoffen, daß die Verzweiflung nicht länger dauern wird, die mich treiben könnte, aus trüben Quellen Erleichterung zu schöpfen.“

„Ach, Wolfgang!“ seufzte sie bang, „ich kann Ihnen leider nichts zu Ihrem Troste sagen. Lassen Sie die Erinnerung an vergangene Tage schwinden — ich sage nicht, daß Sie mich vergessen sollen, denn ich glühe, Sie werden dies nicht können, aber erinnern Sie sich meiner mir als einer Toten.“

Wolfgang schüttelte unmutig den Kopf. „Über warum denn, Felicitas? Welches Hindernis steht uns jetzt noch entgegen? Können Sie keinen Beweggrund angeben, so fordere ich Sie als die Königin, die mir durch jedes Band, nach allem Rechte angehöre.“

„Nein, nein, sprechen Sie nicht so!“ riefte Felicitas.

Insertionsgebühr  
betragt für die eigentliche  
Beilage oder deren Raum  
15 J. für Wohnungs-  
Reisen- und Besamungs-  
anzeigen 10 J.  
Inserate für die fällige  
Nummer müßen höchstens 24  
bormittags 10 Uhr in der  
Expedition aufgegeben sein.  
Eingetragen in die Post-  
zeitungsliste unter Nr. 6862.

ist. Das Aktenstück lautet nach dem Gmünder Tageblatt wie folgt:

Gmünd, 18. Januar 1874. Nachdem nun die Wahl des Reichstagsabgeordneten des 10. Wahlkreises vorüber ist, füme ich mich länger, über die Ausübung dieses hochbedeutenden Amtes in kurzen folgenden Zeilen zu referieren. Auf die hochbedeutende Aufgabe des Reichstagsabgeordneten vom 2. d. Mts. unternahm ich nicht, ebensowenig als sämtliche im diesem Oberamtsbezirk angestellten Postbeamten, als ... die entsprechend abgesetzten Schreiben zu erstatten, und erhielt darauf aus sämtlichen Beamten die betreffenden Aufschreiben ... Anfangs nun um die Umfang der Bemerkungen, denen ich die einzelnen untergeben hatte, so mühen rühmend diejenigen des Postverwalters H. von H. der Postexpeditoren M. von U. und Sch. von M. herorgegeben werden, während die übrigen nach mehr moralischen Überzeugung gewiß keine Gelegenheit verläßt haben dürften, dem vorgelegten Handbaten das Wort zu reden. Die heiligen waldberechtigten Postbeamten und Untergebener waren auf Betragen ausschließlich für die Regierungskandidaten; auch waren letztere bereit dafür thätig, bei ihren Beamten auf die diesfalls angeforderte Wahl überzugehen einzuwirken, in welcher letzterer Beziehung auch Posthalter K. bei dessen (seiner) vielen Bekannten in der unermüdbaren gleichen Weise eingewirkt hatte. Die von Herrn Regierungsrat E. erhaltenen Stimmgelbe hatte in der von ihm abgedruckten Weise pflichtmäßig zur Verteilung resp. zum Versandt gebracht, auch die Postabgabebefehle außerdem die nötige Anzahl zugeführt, die in der Regel mit der Zahl der Bestimmungen gleichen Schritt hielt. Eine von Hochwohlgeboren fortwährender Zeit durch weitere Ausführungen in Anspruch zu nehmen ...

Es fällt schwer, bemerkt hierzu die „Ulmer Ztg.“, ohne Etel aus diesem Schreiben zu ersehen, wie der angenehme Erfolg Wimmel, der es abgesetzt, sich auch noch gezeigt füllt, daß ihm Hochwohlgeboren zur Ausübung eines Betrages zu benutzen gerieten und wie er seine edlen Helfer dem hohen Herrn anpreist, um, das ist offenbar seine Absicht, für dieselben ein Advocament zu erwirken. Und das nennt sich Beamtentum! Und von solch einem Beamtentum und von solchen Vorgehensweisen des hier in Betracht kommenden Beamtentums, das heißt von solchen Ministern u. i. w. werden die Gesetze gehütet! Und obendrein soll man gar noch Respekt vor einer aus derartigen Elementen zusammengesetzter Regierung haben!

Konfiziert hat die Dresdener Polizei die Sonntagsnummer der „Säch. Arbeiter-Ztg.“, welche einen gemäßigten Boykottaufruf enthält, in dem folgende Stelle vorkam: „Wir wissen, daß unser Beginnen von hiesigen Gerichten für gesetzlich strafbar erklärt worden ist. Trotzdem lassen wir von demselben keinen Augenblick ab! Nicht aus Rücksicht von Gesetz und Recht, sondern weil wir die betreffenden Gerichtsurteile nicht als wahres Recht anerkennen können.“

Die Sprache ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Boykott im ganzen übrigen Deutschland erlaubt und daß der Boykott auch in Sachsen nicht strafbar ist, wenn es sich um einen solchen handelt, der sich gegen die Sozialdemokratie richtet, wie der Militärboykott u. i. w.

Der „Vorwärts“ bemerkt zu der Konfisation: War die Annahme gestattet, daß man Haß und Erbitterung unter den sächsischen Arbeitern gewaltsam steigern wollte, man würde diese Erwägung von sich nicht abweisen können. Bei all der entwickelten Energie der sächsischen Behörden muß es — und dies ist das Trüffliche an den Verfolgungen unserer Genossen — selbst dem für die beliebte Polizeipraxis begeisterten Spießbürger bald klar werden, daß all dieses Maßregeln Luftstöße sind. Heute weiß in Dresden jedes Kind, daß kein anfänglicher Meißel Waldschützen: Bier trinken darf. Daran ändert gar nichts, ob die „Säch. Arb.-Ztg.“ ihre Boykottaufrufe veröffentlicht, oder der Gewalt weichen, die Verweigerung unerläßt. Unsere sächsischen Genossen sind, dank ihrer Behörden, in allen Feuer so vortrefflich eingeeigert, daß sie jedesmal wissen, was sie zu thun und was sie zu lassen haben. Der Eifer der Gegner stärkt das Pflichtgefühl der Genossen und vermehrt die Sympathien für uns in den bis nun indifferenten Arbeitertreuen.

Dem „Sieger von Adersförde“, dem verstorbenen Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha will ein Komitee nationalisierter Manneserleiden, an dessen Spitze Hr. v. Bennigsen steht, ein Denkmal errichten. In dem bezüglichen Aufrufe findet sich folgender Passus: „Schon der Sieg bei Adersförde hatte den Namen des Herzogs, als des Befehlshabers der deutschen Truppen, mit dem ersten kriegerischen Erfolge zur See verbunden.“ Die dem Fürsten Bismarck nahe-

„Niemals, niemals kann ich die Ährige werden, Wolfgang, — der Tod meines Vaters ändert nichts daran.“

„Felicitas“, erwiderte Wolfgang in einem Tone, in welchem die Ruhe der Zurückweisung lag, „ich dachte mir einst, Sie würden mein Schwefelgold sein. Sie würden meine Schritte leiten, mich von allem heilen, was an mir schwach oder verkehrt ist. Ach, wie sehr habe ich mich getäuscht! Sie haben mir meine Ruhe genommen. Sie haben mir meine Hoffnung geraubt. Sie ziehen mich von der Jugend ab, Sie stürzen mich in Geradenwürdigkeit und Last!“

„O, Wolfgang!“ rief Felicitas, indem sie seine Hand erfaßte und sie beschwörend drückte, „wenn Sie mich je geliebt haben, so fügen Sie zu der bitteren Täuschung meiner ersten und einzigen Rettung nicht noch den unglücklichen Schmerz hinzu, daß der Mann, der mir das Feuer in der Welt ist, seinen reinen stiefelosen Fuß weggerworfen, sein Herz auf bösen Wegen verberbt hat um meinwillen. Versprechen Sie mir, daß Sie mit solchen Gedanken und Vorlesungen, wie Sie eben ausgesprochen, nicht von mir scheiden wollen.“

„Versprechen will ich es Ihnen“, erwiderte Wolfgang.

„Und nun leben Sie wohl.“

„O, gehen Sie nicht!“ bat Wolfgang.

„Ich kann nicht länger weilen“, entgegnete sie, „man erwartet mich.“ Sie rief sich laut los, wandte sich nach einigen Schritten noch einmal nach Wolfgang um, ihm noch einen letzten Gruß mit der Hand zuwinkend, und eilte nach dem Kasino zurück.

So plötzlich, so unerwartet schnell war sie verschwunden, daß Wolfgang nicht einmal Zeit gefunden hatte, sie zu fragen, welchen Umständen er diese überraschende Begegnung überhaupt zu verdanken habe. Einige Augenblicke lang fühlte er sich verachtet, ihr nachzugehen, oder er gab den Gedanken wieder

stehenden „Hamb. Nachrichten“ veranlaßt dies zu folgenden Bemerkungen:

Allerdings ist der Name des Herzogs, wenn auch durchaus unbedeutend, durch den Sieg von Adersförde in Verbindung gebracht worden. Der Herzog war nicht Befehlshaber der deutschen Truppen, sondern der deutschen Reservebrigade, von der nur eine Kavallerie-Regiment, soweit sie dies nach Lage der Dinge konnte, an dem unheimlichen Gefecht vom 5. April 1849 teilnahm. Die sächsisch-polnischen Grenadbatterien, von deren 10 Schützen während des mehrwöchigen Kampfes die Hälfte unbrauchbar gemacht wurde, fanden überhaupt nicht unter dem Befehle des Herzogs. Außerdem war Herzog Ernst nicht einmal Zeuge des Gefechtes. Gleich nach Beginn des Kampfes verließ er in „süchtlichlicher Eile“ das Schlachtfeld und begab sich nach Götting, von wo er erst am Abend post festum zurückkehrte. Man würde dem Ansehen des Mannes nur zu gerne die Ehre erwiesen haben, wenn man in dem Wunsche zur Erringung eines Denkmal für seine Anwesenheit in der Nähe von Adersförde am 5. April 1849 garniert erwidert hätte.

Die Mitteilungen sind nicht nur deshalb von Interesse, weil sie zeigen, wie der „Kriegsrum“ gekrümmter Häupter zu stande kommt, sondern namentlich auch deshalb, weil es gerade die „Hamb. Nachrichten“ sind, die diese den Koburger und seine Hausbibliothek wieder ehrenden Bemerkungen machen. Die gemeinsame Fege des Koburgers und Bismarcks gegen die „Engländerin“ (die Kaiserin Friedrich) im Frühjahr 1888 hat man in Paris zu vergessen beliebt. j

„Auf die Lage der Posthilfsbeamten“ wirt eine Berichtigung, die beim „Reichsb.“ von dem kaiserlichen Oberpostdirektor in Magdeburg zugeht, ein eigentümliches Licht. In der Berichtigung, die sich auf eine Mitteilung über die Dienstzeit und die Bezahlung der Hilfsbeamten in Schönebeck a. d. Elbe bezieht, heißt es:

„Wie eine von einem Beauftragten der Ober-Postdirektion an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchung ergeben hat, sind die in dem Aufsatze angeführten Behauptungen im wesentlichen unzutreffend. Tatsächlich haben die sechs Postunterbeamten der Bahnpostzweigstelle in Schönebeck keineswegs einen fünfzehnjährigen Arbeitszeit. Die Arbeitszeit beträgt vielmehr, unter Berücksichtigung der Ruhepausen unter einer halben Stunde als Dienstreise, für jeden Unterbeamten 88 Stunden im wöchentlichen Durchschnitt, mitbin täglich rund 12 Stunden. Das kaiserliche Postamt in Schönebeck hat diesen Dienst nicht für zweiwöchentlich erachtet, weil derselbe seiner Natur nach weit weniger anstrengend ist. Für die übrigen bei dem Postamt in der Stadt beschäftigten Unterbeamten beträgt das Dienstverhältnis nach demselben nur 74 Stunden wöchentlich. Die Angabe, daß eine Bezahlung von 220 M. jährlich für Posthilfsbeamten — das sind junge Leute mit einer Geländedienstzeit bis zu acht Jahren — ganz ungenügend sei, ist nach den angelegten Ermittlungen unbegründet. Unter Berücksichtigung der Zuschüsse zu den Kleiderkosten für die Beschaffung der Dienstkleider stellt sich das Einkommen der Posthilfsbeamten auf 883 M. jährlich. Im Verhältnis zu dem sonst in Schönebeck zu zahlenden Arbeitslöhnen u. i. w. ist die Vergütung als angemessen zu erachten.“

Der „Reichsb.“ bemerkt dazu:

„Es scheint hieraus hervorzugehen, daß die Postverwaltung grundsätzlich die Woche mit sieben Arbeitstagen berechnet; denn nur dann kommen bei 83 1/2 wöchentlichen Arbeitsstunden 12 Arbeitsstunden auf den Tag; nimmt man aber, wie es sonst in der ganzen Welt üblich ist, die Woche zu sechs Arbeitstagen an, dann kommen auf den Tag 14 Arbeitsstunden. Der Sonntag ist aber durch göttliches und staatliches Gesetz nicht als Arbeitstag, sondern als Ruhetag anzusehen. Es ist deshalb gesetzlich unzulässig, die Woche zu sieben Arbeitstagen anzusehen.“

Ein „Gewerkeverein christlicher Vergleite“ für den Ober-Verwaltungsbezirk Dortmund“ ist am Sonntag in Essen gegründet worden. Für den Charakter der Versammlung, auf dem diese Gründung beschlossen wurde, in der Pastoren, Kapläne und Fabrikanten das große Wort führten, und in der das Hoch auf den Kaiser eine Hauptrolle spielte, ist besonders wichtig, daß trotz des mehrfach geäußerten Wunschens der Bergarbeiter im Vertrauen auf die — Vergleithörde von der Förderung des Achtstundentages Abstand genommen wurde, daß ferner eine Reihe von freilich sehr unklaren Forderungen aufgestellt wurden, aber über die Mittel, diese zu erkämpfen, geschwiegen wurde, daß endlich nicht nach der Fälligkeit, sondern nach der Konfession die Komitee in der neuen Organisation verteilt werden sollen. Dem billigen Triumph dieses Kongresses wird halb der Ragenzungen folgen. Im Zeitalter der Klassenkämpfe können von Unternehmern, Beamten und Geistlichen patronisierte „Gewerkevereine“ nichts erzielen, die Konfession kann nicht als organisationsbildendes Moment die Bergarbeiter zusammenhalten. Ueber kurz oder lang werden die Bergarbeiter sich

auf und bog in einen der Gänge des Gartens ein, die auf dem Plage mündeten.

So lange er Felicitas' Stimme gehört, hatten ihre Worte ihn nur in tiefe Traurigkeit versetzen können; jetzt aber, wo er sich wieder allein sah, kam eine unglückliche Witterung über ihn. Warum verwarf sie das Hindernis, welches auch jetzt noch zwischen ihnen stand? Die Festigkeit, welche in Felicitas' Resignation lag, ließ ihn an ihrer Liebe, das Geheimnisvolle an ihrer Aufregung zweifeln. Wie kam sie hierher nach Monte-Carlo? fragte er sich. Warum rief sie sich so schnell wieder von ihm los und wer erwartete sie? Wolfgang fühlte sich plötzlich von einem unbestimmten Argwohn erfaßt. Er wollte wissen, in wessen Begleitung Felicitas sich hier befand. Er kehrte um und eilte nach dem Kasino.

Aber es war elf Uhr, die Stunde, wo das Spiel geschlossen wird, und die Säle waren bereits leer. Um diese Zeit pflegte der Wächter die Tagesgäste von Monte-Carlo nach Kitzja zu führen. Gehörte Felicitas mit ihrer unbekannten Begleitung vielleicht zu diesen? (Fortsetzung folgt)

### Kleines Feuilleton.

Von Hans v. Bülow. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: Eine Meyerbeer-Anecdote, welche den Komponisten der „Hugenotten“ in seiner Eigenschaft als Dirigenten schildert, macht gegenwärtig die Runde durch die Zeitungen. Hiernach zeigte sich der Meister von dem Piano eines Berliner Pianisten erst dann befriedigt, als dieser mit den Schlägeln das Fell der Baule überhaupt nicht mehr berührte. Ein hübsches Seitenstück hierzu lieferte eine Symphonie-Probe des Weingartner Dirigenten, zur Zeit, als Hans v. Bülow daselbst leitete. Witten in einem Sage spritzte

im Gegensatz zu ihren Vorbildern befinden und vereint mit den Arbeitern, die sich in den wirtschaftlichen Kämpfen zuerst als Bergarbeiter und dann erst als Katholiken, Protestanten oder Arbeitern fühlen, gemeinsam den Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung aufnehmen. Dann wird die Bourgeoisie in eine Klasse armer, die Arbeiterklasse um einen Schritt weiter sein.

Einen tragischen Abschluß fand, wie wir gestern bereits kurz berichtet, eine Gerichtsverhandlung am Montag vor der Strafammer zu Essen. Wegen Verleumdung von Beamten des Reichsversicherungsamtes ist der Bergmann Vogt-Gelentzinger angeklagt. Log ist mehrfach verurteilt — so vor langen Jahren wegen Bettelns, Körperverletzung, Fahnenflucht. Angeklagter hat am 19. Februar 1893 zu Gelentzinger in einer Verammlung einen Vortrag über „Die soziale Frage“ gehalten. Bei dieser Gelegenheit hat derselbe auch seine eigenen Erlebnisse und Leiden geschildert. Er habe gelegentlich bei Ausübung seiner Berufsarbeit einen Unfall erlitten, seitdem habe sich ein Lafen- und Augenleiden infolge der Quecksilber eingestellt. Bei der Forderung einer höheren Unfallrente sei er obhuldig vom Unfall-Schiedsgericht beiseite worden. Man habe sich auf ein Urteil des Arztes Albert gestützt, wonach Log Simulant sei. Auch von höchster Instanz, vom Reichsversicherungsamt ist er erkannt worden, nachdem Log nach Bonn gelangt und dort von einem Professor untersucht war; Dieser wollte ebenfalls Simulation konstatiert haben. Das Blutspucken komme durch Saugen aus den Zähnen. In der betreffenden Verammlung soll nun der Angeklagte unter anderen gesagt haben: „Wenn Seine Majestät der Kaiser alles erfahren würde, was um ihn herum vorgehe, würde derselbe manchen Lumpen, der Beamter, zum Teufel jagen.“ Es seien die Äußerungen falsch, zwei Äußerungen nicht verabsolgt. Mancher Jurist habe über die Entscheidung des Reichsversicherungsamtes gestimmt. Er (Angeklagter) sei zur Verhandlung des Reichsversicherungsamtes gefahren und habe dort erklärt: „Wie lange die Schwindelen noch dauern sollten.“ Da seien die Lumpen von Beamten furchbar erregt aufgesprungen. (Der Vorsitzende der Gelentzinger Verammlung hat hier den Redner ermahnt, doch nicht zu weit zu gehen.) An den Kaiser habe er geschrieben, aber die Minister schienen aus voreingenommenen Gefühlen zu sein. Auf Befragen des Reichspräsidenten giebt Angeklagter bis auf ein: „Die Lumpen seien aufgesprungen.“ (Verleumdungsanklage) die verlesenen Äußerungen zu. Der Belastungszeuge Polizeiwachtmeister Lombrowsky-Bezler, welcher die Verammlung überwacht hat, bestätigt seine schon gemachten Aussagen. Angeklagter habe in verächtlicher Weise vom Reichsversicherungsamt gesprochen, so daß selbst der Vorsitzende den Redner aufgefordert habe, nicht zu weit zu gehen. Entlastungszeugen sind keine geladen und schießt damit die Beweisaufnahme. Der Präsident machte schon zu Anfang der Verhandlungen den Angeklagten darauf aufmerksam, weil derselbe von Schwindlern in den Reihen der Beamten sprach und daß man nach dem System verfahren: „Die keinen Spruch hängt man, die großen läßt man laufen“, daß er seine Zunge zügeln solle, sonst müsse eine Weisung wegen Ungebühr eintreten. Log erklärte lautmächtig: „Das erlebe ich doch nicht.“ (Der Richtertrakt hatte schon hier das unheimliche Gefühl, daß etwas schlimmer werde, viellecht Selbstmord.) Nach Schluß der Beweisaufnahme erklärte der Staatsanwalt, daß eine Verurteilung des Angeklagten erfolgen müsse, die Verleumdung sei öffentlich gegeben und müsse den Beamten laut § 200 des Strafgesetzes die Publikation des Urteils zur Last werden. Der Angeklagte log nunmehr das Wort zu seiner Verteidigung erhalte. Derselbe ludt ein Schriftstück hervor, dessen Inhalt er verlesen will. Präsident: Das Vorlesen ist nicht gestattet. Angeklagter: Ich habe mir meine Rede wieder geschrieben, weil ich sonst verwirrt werde. Präsident: Einmal Geschriebenes darf nicht verlesen werden. Angeklagter: Ich protestiere dagegen oder will man hier wieder, daß ich Unrecht bekomme? beginnt zu lesen, „Hoher Gerichtshof!“ Präsident: Ich gestatte es nicht! Meine Herren, ziehen wir uns zurück. — Der Gerichtshof zog sich auf vierzig Minuten zur Beratung zurück. In dieser Zeit öffnete der Angeklagte die Worte, so daß man die Wände sehen konnte, die rechte Hand hatte er in der Westtasche. (Unwillkürlich wurde der Richtertrakt in seiner Ansicht bekräftigt; je länger der Gerichtshof fortblieb, desto mehr fiel ihm die zur Sdau getragene Scheinröhre neben der inneren Uhrzeit des Angeklagten

ber berühmte Dirigent: „Pauken forte!“ Als bei der Wiederholung der Stelle der Pauker, eingedenk des Jurais, seine Kräfte verdoppelte, rief Bülow abklopfend abermals: „Pauken forte!“ Bei der zweiten Wiederholung ereignete sich das Gleiche: noch lauterer Ruf des Dirigenten und noch größere Anstrengungen des Paukers, der schließlich erklärte, bei noch stärkerem Spiel das Klagen der Felle zu riskieren. „Wer verlangt dies denn von Ihnen“, erwiderte Bülow ganz harmlos, „ich habe Sie unterbrochen, weil Sie fortissimo spielten, während der Komponist nur forte vorgeschrieben hat.“

Stephan macht Schule! Von einem Staatsanwalt, der erst neuerdings wieder in großen Prozessen durch sein scharfes Auftreten sich bemerkbar gemacht hat, erzählt man in Juristenkreisen eine artige Geschichte. Der Staatsanwalt führte einst eine Sache, in der es sich um einen jugendlichen Angeklagten handelte. Derselbe hatte die unfeindliche Miße im Untersuchungsgewängnis dazu benutzt, seine Geliebte in einer Reihe von Briefchen zu befehlen. Die Briefe waren in die Hände des Staatsanwalts gelangt, und der Verteidiger, einer unserer bekanntesten Anwälte, hielt es auch für seiner Pflicht zu geben, in die postischen Zeugnisse seines Klienten Einblick zu nehmen, viellecht um daraus einen gewissen Widerstand zu herzustellen. Er stellte also den formellen Antrag, ihm eine Abschrift der Briefchen zu senden. Der Staatsanwalt aber verfügte brevi manu den launigen Befehl:

„Die Briefe sind für Absichten und nicht für Sie erhandt. Die Abschrift aus den Akten wird darum nicht gemacht!“



